

zugleich konstruierte. Denn die Anmutung „traditioneller“ Handwerkskunst, die Etiketten von „Echtheit“ und „Originalität“, steigerten den materiellen Wert seiner Sammlung, und deren provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Wie die im Museum befindlichen Sammlungsgüter erforscht und deren Zeichenhaftigkeit decodiert und wie sie letztlich in Ausstellungen präsentiert werden, das ist im 19. Jahrhundert wie heute von den erkenntnisleitenden wissenschaftlichen Fragestellungen abhängig wie auch von der provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Wie die im Museum befindlichen Sammlungsgüter erforscht und deren Zeichenhaftigkeit decodiert und wie sie letztlich in Ausstellungen präsentiert werden, das ist im 19. Jahrhundert wie heute von den erkenntnisleitenden wissenschaftlichen Fragestellungen abhängig wie auch von der provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Die exemplarische Erforschung der Schwarzwaldsammlung Oskar Spiegelhalters liefert dazu einen großen Beitrag, den Christina Ludwig in ihrer Dissertationsschrift auf beeindruckend dichte Weise leistet. Sie legt eine beim großen Umfang der Quellen dennoch konzise Abhandlung vor, die sich auch außergewöhnlich spannend liest. Und dies liegt nicht nur an der gekonnten Dramaturgie der Darstellung. Die Arbeit überzeugt durch die große Sorgfalt und Präzision, die ihr zugrunde liegen, und durch die Überzeugungskraft, die die Darstellung entfaltet. Sie ist die Essenz einer langen Suche nach persönlichen Spuren und regionalen Signaturen in der Tätigkeit eines der großen volkskundlichen Sammler des ausgehenden 19. Jahrhunderts, und so liest sich diese Arbeit stellenweise auch wie ein Krimi. Denn alles beginnt mit den Überlieferungsproblemen der Quellen, auf deren systematischer Sichtung und Klärung aufbauend diese Arbeit letztlich auch eine seit 1989 erschienene Reihe vielfältiger Einzelforschungen und Bestandsaufnahmen finalisiert.

Brigitte Heck, Karlsruhe

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.32>

Elisabeth Fendl/Johanne Lefeldt/Sarah Scholl-Schneider

Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa. Bd. 61: Vom Dekor der Heimatzeitschriften. Münster/New York: Waxmann 2020, 280 S., Abb. ISBN 978-3-8309-4291-7.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Bandes der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa bilden ausgewählte Beiträge der Tagung „Bild und Schrift als Botschaft. Vom Dekor der Heimatzeitschriften“, die vom 20. bis 22.11.2019 vom IVDE in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa (IKKDOS) veranstaltet wurde. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand weniger der (wohlbekannte) Inhalt der Heimatzeitschriften, sondern ihre ästhetische Aufmachung, von den Titelvignetten über die Bebilderung bis hin zur Schrifttype. Die Aufsätze fokussieren demnach das *framing* der jeweiligen Inhalte im

Sinne einer mit eigener Semantik versehenen gestalterischen Rahmung und Ausgestaltung. Mit diesem Ansatz werden die Heimatzeitschriften stärker als Objekte denn als Texte analysiert, wodurch sich nicht zuletzt neue Aspekte der Rezeptionsgeschichte ergeben.

In seinem einleitenden Text setzt sich *Konrad Köstlin* mit dem „Narrativ als Dekor“ auseinander. Dabei geht er zunächst auf die Gebrauchsgeschichte und die historisch zu differenzierenden Signalwirkungen von Fraktur und Antiqua ein, die im jeweiligen Zeitkontext verschiedentlich neue Interpretationen erfahren haben: Während sich etwa heutige Rechtsextremisten gerne der als „altdeutsch“ empfundenen Fraktur bedienen, bekehrten sich die Nationalsozialisten nach anfänglicher Begeisterung zur Antiqua. In einer provokanten Wendung widmet sich der Verfasser sodann dem „Narrativ“ als einem (inzwischen inflationär verwendeten) Zentralbegriff der Kulturwissenschaften und schreibt ihm für die Gegenwart dekorativen Charakter zu – als Aushängeschild der „Bekennergesellschaft“ (18). Konkreten Beispielen ästhetischer Ausgestaltungen widmen sich die Beiträge von *Elisabeth Fendl* und *Heinke Kalinke*. Fendl untersucht die Gestaltung von Titelseiten und -vignetten von Heimatzeitschriften mit dem Zielpublikum der aus Böhmen vertriebenen deutschsprachigen Bevölkerung. Die Ikonografie zeigt, dass bestimmte Themenkreise (Blick in die Heimat, Heimatlob, Heimattreue, Deutsche als Opfer, Gleichsetzung mit der Passion Christi bzw. der Heiligen Familie) über die Jahrzehnte immer wieder aufgegriffen und abgebildet wurden. Kalinke beschreibt den Wandel in Größe und Gestaltung von Werbeanzeigen, die auf ein höchst spezifisches Publikum zugeschnitten waren und vielfach visuelle und begriffliche Bezüge zur „verlorenen Heimat“ aufwiesen. Sie waren meist wenig experimentierfreudig, hielten an Idealen von Qualität, Sparsamkeit und Solidität fest und spiegeln eine von den Gewerbetreibenden vorausgesetzte konservative Grundhaltung potenzieller Kunden und Kundinnen. Vor allem führten sie Traditionen insofern fort, als sie vielfach bereits eingeführte Produkte bewarben und somit die Erinnerungsgemeinschaft der Vertriebenen stärkten.

Einen umfassenden Blick richtet *Tobias Weger* auf die Zeitschriften der Deutschen aus der Dobrudscha bis zur Jahrtausendwende. Er untersucht den „Rundbrief der Dobrudscha-Deutschen“, das „Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen“ sowie den „Dobrudscha-Boten“ und kommt zu dem Schluss, dass die Dobrudscha-Deutschen im Unterschied zu vielen reichsdeutschen Vertriebenengruppen vergleichsweise moderne und wenig deutschümelnde Gestaltungsmerkmale verwendeten. So finden sich als Schrifttypen fast durchgehend Antiqua-Schriften. Ein „ethnisches Gemeinschaftszeichen“ (S. 79), das in den Publikationen hätte abgebildet werden können, existierte nicht. Bemerkenswert war jedoch vor allem die in der Bebilderung zum Ausdruck kommende Symbiose von „Eigenem“ und „Fremdem“, die Weger als Zeichen einer in diesem Kontext durchaus selten anzutreffenden Weltoffenheit deutet.

Eine diachrone diskursive Bildanalyse der Zeitschriften „Brünner Heimatbote“ und „Komotauer Zeitung“ liefern *Jana Nosková* und *Sandra Kreisslová*. Die Zeitschriften hatten je eigene Bezugspunkte (multikulturelle Industriestadt mit deutscher Minderheit einerseits, grenznahe und deutsch geprägte Stadt mit differenzierter Wirtschaft andererseits), wiesen jedoch durchaus ähnliche gestalterische und thematische Prägungen auf. So finden sich in beiden Blättern vergleichsweise wenig Abbildungen. Die Autoren ordnen den Bildern Belegfunktionen zu, wobei verschiedene Topoi abgedeckt wurden, von der „guten alten Zeit“ bis hin zur tristen sozialistischen Gegenwart. Sie sollten die in den Texten beschworene Dichotomie vom guten Gestern und schlechten Heute visuell untermauern und das Lesepublikum zu einer Schicksalsgemeinschaft formen.

Mit den Heimatzeitschriften der Grafschaft Glatz in den 1950er Jahren befasst sich der Beitrag von *Michael Hirschfeld*. In seiner Analyse vergleicht er den „Grafschafter Botten“ und die „Grafschaft Glatzer Heimatblätter“, die beide eine „Verklärung der Heimat als heile Gebirgs- und Lebenswelt“ (S. 134) abbildeten, zugleich aber wichtige Unterschiede aufwiesen – so habe der Bote eindeutige politische Botschaften und Signale ausgesendet, während die Heimatblätter einen eher sentimentaligen Zugang zur Heimat gewählt hätten.

Viktória Muka nähert sich dem Tagungsthema mit ihren Ausführungen zur Darstellung des Budaörser Fronleichnam-Blumentepichs in der Heimatzeitung „Unsere Post“ und zeigt, wie die bildlichen und textlichen Repräsentationen eines religiösen Festes zur Gemeinschaftsbildung eingesetzt wurden. War die Gestaltung von Blumentepichen bereits in der Zwischenkriegszeit durch Vertreter der deutschen Minderheit im Ofner Bergland zu einem Alleinstellungsmerkmal „traditioneller“ Kultur stilisiert worden, so wurde diese Symbolik nach 1945 auch in der wichtigsten ungarndeutschen Heimatzeitschrift aufgegriffen. Der Aufsatz zeichnet die Darstellungen der kulturellen Praxis als Teil eines Identitätsmanagements nach, das nicht auf das Dekor der Heimatzeitschrift begrenzt war.

Zwei weitere, nicht dem Kontext der genannten Tagung entstammende Beiträge runden den Aufsatzteil des Jahrbuchs ab. *Michal Pavlásek* befasst sich mit dem Wandel des Bildes der tschechischen Minderheit im Banat und den dahinter liegenden hegemonialen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie. *Hans-Werner Retterath* beschreibt Umgangsweisen und Diskurse um das umstrittene „Wegweiserdenkmal“ der Vertriebenen in Freiburg, das zum Gegenstand z.T. heftiger, politisch aufgeladener Auseinandersetzungen wurde.

Der im Band vorgestellte Ansatz, das visuelle Erscheinungsbild als Quelle für Themensetzungen und Aussagen von Heimatzeitschriften in den Fokus zu rücken, stellt neue Erkenntnisse in Aussicht, die durch eine Textanalyse allein nicht zu erlangen sind. Angesichts der begrenzten Zahl der abgedruckten Beiträge ergibt sich eine Vielzahl von offenen Fragen, die durch weitere Forschungen zu beantworten wären, beispielsweise

zu den Gestaltern, Illustratoren und Fotografen der Zeitschriften, den zur Verfügung stehenden Ressourcen sowie zur Rezeption der grafischen Elemente in verwandten medialen Kontexten. Besonders wichtig erscheint es, visuelle und visualisierende Strategien von anderen Printmedien vergleichend neben die Heimatzeitschriften zu stellen, um auf Gemeinsamkeiten und zeit- bzw. kontexttypische Erscheinungen hinweisen zu können. Dass der Band hierzu etliche Anregungen gibt, ist begrüßenswert und sollte Anlass zu weitergehenden Forschungen geben.

Sönke Friedreich, Dresden

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.33>

Didier Eribon

Betrachtungen zur Schwulenfrage. Berlin: Suhrkamp 2019, 622 S. ISBN 978-3-518-58740-9.

Mit großer Verspätung ist das bereits 1999 in Frankreich erschienene Buch nun auch auf Deutsch zu lesen. Die Übersetzung hält sich dabei an die französische Neuauflage von 2012. Dazwischen liegt der große Erfolg von „Rückkehr nach Reims“, das 2009 in Frankreich und dann 2016 auf Deutsch erschien. Dieser Erfolg scheint auch der Beweggrund für den Suhrkamp Verlag gewesen zu sein, das Buch nun in deutscher Übersetzung herauszubringen. Doch gerade diese Konstellation in der Veröffentlichungsgeschichte birgt Enttäuschungspotenzial, da es zu falschen Erwartungen führt. So konnte man „Rückkehr nach Reims“ über weite Strecken als dichte und empirisch untermauerte autoethnografische Studie lesen, weshalb der Autor dieser Rezension gerne den Auftrag zur Besprechung des neuen alten Buches durch die Herausgeber der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft annahm. Allerdings wird jedwede Erwartung in dieser Hinsicht an Eribons „Betrachtungen zur Schwulenfrage“ völlig enttäuscht. Auch fehlen dem Buch wesentliche wissenschaftliche Qualitäten. Viele Aussagen bleiben unbegründet bzw. es fehlen oft konkrete Verweise auf belegende oder weiterführende Literatur.

Deshalb sind die „Betrachtungen zur Schwulenfrage“ einzuordnen als eine lange essayistische Abhandlung. Sie gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil versucht Eribon, indem er das Phänomen der Beleidigung von Homosexuellen untersucht, mit dem Begriff der „Resubjektivierung“ den Prozess zu fassen, „ausgehend von der zugewiesenen Identität seine persönliche Identität neu zu schaffen“ (S. 16). Im zweiten Teil nimmt Eribon diesen Akt der Freiheit als Praxis des „Self-fashioning“ (S. 18) wieder auf und stellt ihn in den historischen Rahmen des homophoben Diskurses und seines schwulen Gegendiskurses in der Literatur des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem bei Marcel Proust und André Gide. Nahm Eribon schon im zweiten Teil mit dem Begriff des „Gegendiskurses“ (S. 17) Bezug auf Michel Foucault, so ist der dritte Teil des Buches direkt der Auseinandersetzung mit Foucault und seinem Werk gewidmet. Dort